



[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

16] Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

„Wo ich nur meinen Sonnſchirm habe,“ ſagte oben in ihrem Zimmer die Stabsärztin zu Lorch, „Du möchtest wohl mal unten in der Gaſtſtube nachſehen.“

Lorch ſeufzte ein wenig und ging. Sie brauchte in der Gaſtſtube nicht lange zu ſuchen. Der Schirm ſtand richtig und unverfehrt noch in einer Ecke. An der Thür, als ſie die Stube wieder verlaſſen wollte, ſtand Hannefried vor ihr. Sein Geſicht war geröthet.

„Darf ich fragen, gnädiges Fräulein,“ ſagte er, „wie Ihnen der geſtrige Abend bekommen iſt?“

„Danke ſehr,“ erwiderte Lorch, einigermäßen über- raſcht.

„Entſchuldigen Sie, gnädiges Fräulein,“ fuhr Hannefried fort, „ich bin vom Komitee. Wir haben eine Landpartie be- ſchloſſen — ſobald es wieder ſchönes Wetter wird. Wir möchten uns die Ehre geben, Sie und Ihre Frau Mutter dazu einzu- laden. Wollen Sie uns das Vergnügen machen?“

„Sehr freundlich,“ antwortete Lorch in Verwirrung, „ich müßte aber erſt meine Mutter darum fragen!“

„Dann bin ich ſo frei und hole mir noch Beſcheid,“ ſagte Hannefried. —

Als Lorch ihrer Mutter von der Einladung erzählte, ſagte die Stabsärztin in beſtimmtem Tone: „Wir nehmen es an!“

„Ich weiß gar nicht, ob es ſich paßt, Muttdchen,“ erwiderte Lorch, „wir kennen doch Herrn Hannefried kaum.“

„Er ſcheint ſich doch aber für Dich zu intereſſiren.“

„Aber Muttdchen,“ bat Lorch wieder ſtehentlich. —

Als die drei Herren im „Ablor“ wieder eintrafen, war der Stammtiſch bereits völlig beſetzt. Hannefried hatte einen dumpfen Kopf. Der Landwein im „Ablor“ trank ſich ent- ſchieden beſſer, als der Rheinwein in der „Sonne“. Franz aber wartete bereits auf Hannefried. Unaufgefordert ſtellte er den gewohnten halben Liter vor ihn hin und auch einiger weiteren, die noch folgten, konnte ſich Hannefried ſchon der Ge- ſelligkeit halber nicht gut erwehren. Zu ſpäter Stunde trennte man ſich.

Wenige Minuten, nachdem Hannefried, das Geländer um- klammern, die Treppe hinabgeſtiegen war, ſcholl aus dem Korridor des erſten Stocks durch das ſchon zur Ruhe gebettete Haus ein durchdringendes ſchrilles Geſchrei, als würde Jemand von den Hotelgäſten ermordet oder als erſchiene einem von ihnen ein nächtliches Geſpenſt.

Hannefried hatte ſein Zimmer verfehlt. Er war in das Zimmer nebenan gerathen, wo die alte Dame logirte, und er hatte bereits begonnen, ſeine Kleider abzulegen.

Ziegenspeck und ein Theil des Personals ſtürzten mit Lichtern herbei und nur unter großer Mühe gelang es, die alte Dame zu beruhigen. Dann ſchaffte Ziegenspeck ſelber ſeinen Gaſt zu Bett.

Neuntes Kapitel.

Die Ungunſt der Witterung hatte nicht lange angehalten und an einem der nächſten ſchönen Tage ſollte die Landpartie, nachdem der Plan dazu einer allgemeinen regen Zuſtimmung begegnet war, in der geplanten Weiſe vor ſich gehen.

Inzwiſchen hatte ſich ein ſonderbarer, vorübergehender, jedoch ſenſationeller Vorfall ereignet, der berufen war, in ſeiner weiteren Folge die von uns zu ſchildernden Ergebniſſe zu einer entſcheidenden Wendung zu bringen. Der Vorfall war, wie geſagt, von ſehr ſonderbarer Art und es war keiner von den Vorfällen, wie ſie ſonſt die Romanautoren anzuwenden lieben. Seiner vielſeitigen Verwickelung halber ſei er hiermit von dem Erzähler nur in flüchtigen Zügen wiedergegeben.

In Liebenau hatte ein Puppentheater ſeinen Einzug ge- halten, zu einer einmaligen Vorſtellung, die in einem Gaſthofe untergeordneten Ranges auch in der That vom Stapel ging. Gegeben wurde als erſte Nummer des Programms ein Stück: „Johannes Parricida, der deutſche Kaiſermörder.“ Den her- vorragendſten Theil des Publikums bildeten harmloſe Land- leute, Dienſtmädchen und ſonſtige Menſchen von geringerer Be- güterung und deſhalb dankbarem Geſchmack. Sie hatten die billigen Plätze gefüllt, während vorn auf den beiden erſten Bänken, wo der Platz 50 Ferninge koſtete, einige Kurgäſte, darunter auch Hannefried mit Schlauch und Stroh, ſich nieder- gelaffen hatten. Auch Lorch und ihre Mutter waren zu dem Kunſtgenuße eingetroffen. Das Theater beſuchte die Stabsärztin ihres Leidens wegen ſonſt niemals, und nur Lorch und das billige Entree verleiteten ſie dieſes Mal zu einer Ausnahme.

Die Herren begrüßten die beiden Damen gebührend und die Vorſtellung begann.

Abrecht der Erſte trat auf die Bühne und in ſchön ge- reimten Verſen ſprach ſein Neffe Johannes um ſein Erbe ihn an, das ihm der Oheim vorenthalten wollte. Oben durch den offenen Plafond der Bühne tönte die Stimme des Theater- direktors, das hellere und weichere Organ ſeiner Frau und ſchließlich im weiteren Verlaufe der Handlung auch die dünneren Fiſtelſtimmen ſeiner Kinder in ihren verſchiedenen Abſtufungen herab.

Während das Publikum auf dem billigen Plage inſgeſammt mit Andacht den Vorgängen lauſchte, raunten Schlauch, Hanne- fried und Stroh ſich ſchlechte Wiße zu, ſie begleiteten die erſten Vorgänge der Bühne mit ſtiller Heiterkeit, und das Organ des unſichtbaren Direktors, dem die unpaſſende Wirkung der Tragödie auf die noblen, vorn auf der erſten Bank zu ſeinen Füßen ſitzenden Beſucher nicht mehr entgehen konnte, nahm dem- entſprechend eine drohende Färbung an. Er fühlte durch ein ſolches Benehmen ſich und ſein Kunſtinſtitut herabgewürdigt und gedemüthigt. Namentlich Hannefried that ſich hervor, er ſpürte Lorchens Blicke hinter ſich und er wollte nicht, daß Lorch über ſein Kunſtverſtändniß in irgend einem Zweifel verbliehe.

So nahte die Szene heran, in welcher Kaiſer Abrecht unter dem Dolche ſeines Mörders endlich verbluten ſollte. Zum

letzten Male wendet Johannes sich an ihn, erst bittend und flehend. Weil aber wahrscheinlich der Puppenmechanismus seine Schwierigkeiten hatte, so hielt Johannes den Dolch, das Mordwerkzeug, obwohl er es nach dem Sinne der Dichtung erst am Ende der Szene hätte ziehen dürfen, schon vom Anfang an deutlich und entblößt in der gekückten Hand. Unstreitig stand diese Positur mit der inneren Wahrscheinlichkeit der Szene in einem Widerspruch. Während aber die Landleute und Dienstmädchen an dieser bloßen Neußerlichkeit nicht den geringsten Anstoß nahmen und der Entwicklung mit fieberhafter Spannung folgten, bäumte sich Hannefried auf und Stroh und Schlauch schlossen sich ihm an. Sie dämpften ihre Heiterkeit nicht mehr. Je bedrohlicher das Organ des Bühnenleiters durch den Plafond zu ihnen herabklang, um so weniger fühlten sie sich an eine etwaige Rücksicht gebunden.

„Jetzt hab' ich's satt! Schodschweremoh!“

„Geraus mein Dolch! Ich stech' Dich todt!“ rief Johannes endlich aus. In diesem Augenblicke erst schien Kaiser Albrecht die für ihn berechnete Waffe zu bemerken und mit einem Aufschrei vor seinem Mörder flüchtend, stürzte er hinter die Coullissen, Johannes ihm nach.

„Kaisermord! Kaisermord!“ dröhnte es hinter den Coullissen in tiefem Tone vom Basse des Direktors.

„Kaisermord! Kaisermord!“ mischte sich die weichere Stimme der Direktorin ein.

„Kaisermord! Kaisermord!“ klang es aus den hellen Kinderlehlen.

Und „Kaisermord! Kaisermord!“ stimmte jetzt voll Begnügen auch Hannefried mit seinen beiden Nebenmännern ein.

Auch die Gebild eines Bühnenleiters hat ein Ende. Es war für den Direktor des Gebotenen zu viel. „Wenn die dünnruten Jungen etwa glauben,“ raunte seine Stimme aus der Oeffnung auf die erste Bank herab —

„Kaisermord! Kaisermord!“ erhob sie sich dröhnend von Neuem —

„— sie können sich für ihre 50 Pfennig hier maufsig machen,“ raunte sie dazwischen weiter —

„Kaisermord! Kaisermord!“ hob sie dröhnend wieder an —

„— dann fliegen sie raus!“ endete sie endlich in dem verhaltenen Ton.

„Bravo!“ scholl es energisch aus einer Ecke.

Der Zuschauerraum lag ganz im Dunkeln, und die Person, von der dieses Bravo kam, war nicht zu erkennen. Es klang aber entschieden so, als drückte die Person dem Direktor für seine Zwischenbemerkung ihren Beifall aus.

Das Trauerspiel war zu Ende, der Zuschauerraum wurde wieder hell, auf dem Platze, von dem das Bravo hergekommen war, saß Fannemann. Er war geräuschlos erst nach dem Beginn der Vorstellung erschienen. Sein Platz war gerade vor Lorchchen. Alle Blicke von den beiden ersten Bänken hingen an ihm.

Hannefrieds Ehre war touchirt.

Schlauch und Stroh benahmen sich sehr merkwürdig. Sie thaten plötzlich, als ginge sie die Sache gar nichts an. Lorchchen war unmittelbare Zeugin gewesen und Hannefried konnte aus diesem Grunde die Sache nicht auf sich beruhen lassen.

„Bardon,“ sagte Hannefried, als sich das Theater leerte, draußen auf der Straße zu Fannemann herantretend, „haben Sie Bravo gerufen?“

Er sprach es so laut, daß Lorchchen, die mit ihrer Mutter dicht hinter ihnen kam, es zweifelsohne hören mußte.

„Jo“ erwiderte Fannemann kurz, aber mit starker Stimme.

„Darf ich fragen,“ fuhr Hannefried schneidig fort, „weshalb Sie so gerufen haben?“

Es schien erst, als ob der Berliner, der so plötzlich vor den Adlergästen wieder auf die Oberfläche tauchte, eine Antwort geben wollte. Dann wandte er sich kurz um, und ohne Hannefried noch eines Wortes zu würdigen, ging er weiter.

„Ich fordere ihn,“ sagte Hannefried erregt zu seinen Freunden, als er mit ihnen vor dem Gasthof auf der Straße nun allein zurückblieb. Er war so aufgeregert, es schwirrte derartig in seinem Kopf, daß er im Augenblicke keinen Sinn dafür besaß, was Schlauch und Stroh darauf entgegneten. Nur etwas sah er jetzt deutlich, nämlich die Gestalt Lorchchens, wie sie sich jetzt mit ihrer Mutter hastig entfernte.

Auch Lorchchen war sichtlich aufgeregt. Zu Hause angekommen, zündete sie die Lampe an, verbrauchte mit unsicherer Hand dabei ein halbes Duzend Streichhölzer und machte sich dann an der Kommode zu schaffen.

„Was hast Du denn?“ fragte die Stabsärztin, die von allen geschilderten Vorgängen natürlich nichts verstanden hatte.

„Nichts, Muttchen,“ erwiderte sie.

Sie nahm von der Kommode das Schreibzeug, setzte sich nieder und schrieb einen Brief.

„An wen schreibst Du denn?“ fragte die Stabsärztin.

„Nur an Tante Jettchen. Sie sollte mir doch die gelben Schuhe schicken,“ sagte Lorchchen.

„Das fällt Dir jetzt ein?“

Lorchchen antwortete nicht mehr, sondern schrieb mit hastiger Hand folgende Zeilen:

„Herr Fannemann, wohnhaft im Hotel zur „Sonne“, und Herr Hannefried, wohnhaft im Hotel zum „Adler“, haben ein Duell miteinander vor. Es theilt Ihnen dies Jemand mit, damit Sie es noch rechtzeitig verhindern können. Der Name des Schreibers thut nichts zur Sache.“

Auf das Kouvert schrieb Lorchchen ebenso eilig: „An die wohlblöbliche Polizeiverwaltung in Liebenau“, klebte eine Marke darauf und übergab den Brief im Korridor einem Küchenmädchen, mit dem Auftrage, ihn sofort in den Kasten zu stecken.

Wenn Lorchchen als Schreiberin des Briefes unerkant bleiben wollte, so handelte sie damit gewiß nicht westerfahren und nicht raffiniert — zwei Eigenschaften, die ihr eben leider gänzlich fehlten. Denn was geschah?

„Wo willst Du denn hin?“ fragte Biesenitz das Küchenmädchen streng, als er sie noch in der Hausthüre erwischte.

„Ich soll den Brief blos in den Kasten werfen,“ erwiderte es.

Biesenitz war ein neugieriger Mensch.

„An die wohlblöbliche Polizeiverwaltung in Liebenau“, las er auf der Adresse.

„Wer hat Dir den Brief gegeben?“ fragte er.

„Fräulein Moesfel.“

Biesenitz befaß sich noch einmal das Schreiben. Dann trug es das Mädchen in den Kasten.

Lorchchen hatte an diesem Abend ein stilles, glückliches Gefühl, von dem Niemand etwas wußte. Sie dachte an Herrn Fannemann. Er hatte sich wie ein Held benommen und sein furchtloses Bravo, mit dem er für den armen Puppentheaterdirektor eingetreten war, war ihr aus der Seele geklungen. Er war ein guter Mensch. Dafür wollten die Andern ihm ans Leben. Lorchchen wunderte sich selber über ihre Energie und sie schämte sich nicht einmal. Das Leben — das wenigstens hatte sie ihm gerettet und wieder schlief sie an diesem Abend, vom Bilde des räthselhaften Herrn umgautelt, freundlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Passion reicher Engländer.

Jedes Thierchen hat sein Pfäffchen, und wenn das Thierchen dazu noch ein reicher Mann ist, dann nennt man es Passion oder Stiefenpferd, ist es aber arm, dann wird es Verrücktheit genannt. In England giebt es Leute, welche die merkwürdigsten Sammlungen besitzen, so wohnt im Londoner Stadtbezirk Bayswater ein Mann, der seit 20 Jahren die Schuhabfälle sammelt, die er auf der Gasse findet. Jedes Stück trägt einen Zettel, auf dem Datum und Fundort richtig verzeichnet stehen und die Sammlung besteht schon aus mehr als 16000 Exemplaren. Ein Anderer in Harlesden sammelt Cigarrenstummel und hat es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er jede Tabaksorte anzugeben weiß und bei Tabakverkäufen häufig als Sachverständiger zugezogen wird. Lord Shrewsbury, Talbots „hobby“ besteht darin, mit seiner eigenen Droschke herumzufahren und sich viele andere zu halten, die er ausmietet und die ihm jährlich eine hübsche Summe einbringen. Lord Revelstoke, der Chef des weltbekannten Bankhauses Baring Brothers, sammelt Spazierstöcke, von denen er mehrere Tausend auf Lager hat, und der junge Herzog von Marlborough hat sich, seitdem er die reiche Vanderbilt geheiratet hat, eine Brillantensammlung zugelegt. Der ehemalige Richter Sir Peter Edlin verfügt über eine Kupferstichsammlung, die jedem Museum zur Zierde gereichen würde, und Lord Rosebery, der frühere Ministerpräsident, kauft seltene Manuscripte, von welchen er eine hübsche Anzahl hat, aber nicht so viele, wie der verstorbene Lord Ashburnham besaß. Mr. Sell, ein Annoncenagent in London, besitzt eine Sammlung von englischen Blättern, die diejenige im Britischen Museum in den Schatten stellt. Eine der herrlichsten Porzellanansammlungen hat Herr Mellin, der bekannte Verfasser der Mellin'schen Kindernahrung, in seinem Landhause Wickham Hall aufgestellt. Sie wird auf eine Viertel Million Pfund in Werthe abgeschätzt und enthält einige Vasen aus dem kaiserlichen Schlosse in Peking von fabelhaftem Werthe.

Unter den Gemäldeansammlern ist vor Allen Herr Tate, der reiche Zuckerrüben, zu erwähnen, der seine kostbare Gallerie, die sich jetzt in einem Prachtbau in Willbank befindet, der englischen Nation geschenkt hat. Der Herzog von Westminster, dessen Gallerie dem Publikum häufig offen steht, ist der glückliche Besitzer seltener Rubens und von Dyls, und Lord Rothschild's Bildergalerie in Piccadilly enthalten Schätze, die man in kontinentalen Gallerien kaum findet. Die Citygilden sind Besitzer von kostbarem Gold- und Silbergeschirr und die Londoner Chirurgengilde nennt einen der prächtigen Holbeins ihr Eigen.

Eine naturgeschichtliche Sammlung, wie man sie nur sonst in naturhistorischen Museen in Süd-Kensington sieht, hat sich Herr Walthor Rothschild auf seinem Landgute in Thring angelegt. Sie ist so reich an Exemplaren, daß man kaum ein Thier, einen Vogel, Fisch und Amphibie, die in der Welt irgendwo existiren, in dieser Sammlung nicht finden würde. Eine Sammlung ethnologischer Gegenstände im Park Lane gehört dem vielfachen Millionär Lord Brassey. Ein besonderes Interesse gewinnt diese Sammlung, weil sie von ihrem Eigentümer auf seinen verschiedenen Reisen, die er auf seinem Schiffe „The Sunbeam“ nach allen Theilen der Erde unternahm, selbst zusammengestellt wurde und sehr seltene Exemplare von völkerwissenschaftlichem Interesse enthält.

Lord Salisburys und Richter Bills Passion ist die Chemie. Lord Salisbury hat verschiedene chemische Patente herausgenommen und Bills wird von seinen Kollegen mit allen Prozessen betraut, die chemische Kenntnisse bedingen. Der Kolonialminister Chamberlain widmet sich der Orchideenzucht. Auf seinem Landgute Hidsbury bei Birmingham reißt sich ein Gewächshaus an das andere, welches von seltenen Exemplaren dieser wunderschönen Blumengattung frohzt. Der junge Chamberlain betreibt aus reiner Liebhaberei die Viehzucht.

In der königlichen Familie herrschen auch allerlei „Hobbies“. Die Königin sammelt werthvolle Gemälde, seltene Stiche und Reliquien, die sich auf Maria Stuart beziehen; der Prinz von Wales Jagdgeweihe, die Prinzessin Spigen, der Herzog von York hat eine der umfangreichsten und schönsten Briefmarkensammlungen, die es geben kann. Die Herzogin von Fife (Tochter des Prinzen von Wales) hat eine Auwelensammlung, und ihr Gemahl eine solche historischer Schnupftabakdojen. Die Prinzessin Luise, Gemahlin des Marquis von Lorne, die eine ausgezeichnete Bildhauerin ist, sammelt

Statuen und Statuetten. Die Töchter des Prinzen von Wales beschäftigen sich mit Photographie.

Der Tragöde Sir Henry Irving und die Baronin Burdett-Guttis sammeln Shakespear-Ausgaben der Folioformat-Periode, Sir Henry auch Theatersettel. Der Gemahl der Baronin betreibt die Pferdezucht. Gladstone war ein eifriger Büchersammler und verfügte über eine riesige Bibliothek, die Werke aller Nationen enthält und von denen er zu sagen pflegte, daß es auch nicht eines gebe, welches er nicht gelesen habe.

(Nachdruck verboten).

Der August als Erdbeer-Pflanzmonat.

Von F. C. Schmidt, Kunst- und Handelsgärtner, Erfurt.

In fast jedem Garten findet sich ein geeigneter Platz für ein Erdbeerbeet, wenn er nur einigermaßen Sonne hat und nicht zu sehr von dem Eintritt der freien Luft beengt ist. Eine östliche Lage ist am geeignetsten für Erdbeer-Anlagen, wenn diese jedoch nicht zu Gebote steht, kann man auch mit Vortheil Erdbeeren in südliche und westliche Lagen pflanzen, allerdings sind sie in westlichen Lagen nicht so früh und erlangen das Aroma nicht wie in östlicher Lage. Hauptbedingung ist bei der Erdbeerezucht fruchtbares und mehr feuchtes als trockenes Land, welches zuvor gut tief gegraben und gedüngt sein muß.

Man steckt sich das anzulegende Beet auf 60 cm Breite und beliebiger Länge ab. Sodann fängt man an, die Erde auf 60 cm Tiefe auszuwerfen. Die erhaltene Erde der ersten Spatenstichbreite resp. des ersten Grabens legt man zurück, um sie unten am Ende des Beetes, wenn man die letzte Spatenstichbreite heraushebt, zur Ausfüllung zu benutzen. Die ausgehobene Erde des zweiten Grabens wird nun in den ersten Graben geworfen; so fährt man fort, bis man am Ende des Beetes den letzten Graben ausgeworfen hat, welcher mit der erhaltenen Erde des ersten Grabens ausgefüllt wird. Zu beobachten bleibt noch, daß die Erde vollständig umgeworfen wird, so daß die untere Erde nach oben und die obere Erde nach unten zu liegen kommt. Das Beet muß entsprechend höher hergestellt werden, denn es setzt sich doch noch, andernfalls würde es tiefer als der Weg zu liegen kommen. Bei dieser Arbeit bringt man nun auch gleichmäßig den nöthigen Dünger unter die obere Erdschicht. Hat man schweren und bündigen Boden, so ist kurzer Pferdemist vorzuziehen. In leichtem Boden verwendet man am besten Hinderdünger; ebenso erzielt man mit Schweinedünger geradezu erstaunliche Erträge. Ist der Boden zu sandig, dann ist es gerathen, ihm Lehm beizumischen. Bei fruchtbarem Boden genügt ein tiefes Umgraben, Reinigen der Erde von Quecken und sonstigen lästigen Unkrautwurzeln und ein Untergraben von obengenanntem Dünger. Man kann bei der Anlage des Beetes kaum zu viel thun, da die Erdbeere förmlich gemästet sein will.

Sind nun die Beete geordnet und klar geharkt, so kann mit der Pflanzung der Erdbeeren begonnen werden. Zu diesem Zwecke wählt man kräftige, verpflanzte Setzlinge, welche am besten von den an den Ranten befindlichen rosettenförmigen Sektoren gewonnen werden. Hat man selbst keine Pflanzen zur Verfügung, so können sie zu einem billigen Preise aus größeren, gut renommirten Handelsgärtnereien bezogen werden. An den Setzlingen werden zuvor die Wurzelspitzen mit einem scharfen Messer eingestutzt, ebenso können die langen Blätter im Verhältnis zu den Wurzeln bis auf den Blattstiel verkürzt werden, wodurch das Anwachsen sehr befördert wird, zwei bis drei Blätter sind jedoch der Pflanze zu lassen.

Die Beete werden nun auf 1 m abgetheilt mit dazwischen führenden Wegen von 30 cm. Man pflanzt auf jedes Beet zwei Reihen nach der Gartenschur. Die Abstände der Reihen von einander betragen 40 cm, die der Pflanzen in den Reihen 50 cm. Bei allen großfrüchtigen Erdbeerarten pflanzt man auf den hingewiesenen Abstand je eine Pflanze und zwar so, daß die Wurzeln nicht zusammengeballt in die Erde kommen, sondern regelmäßig vertheilt mit Erde umgeben werden. Auch dürfen die Pflanzen nicht bis über das Herzblatt gepflanzt werden, sondern nur so tief, daß dasselbe frei über der Erde steht; die Pflanze wird alsdann fest angedrückt. Am besten führt man diese Arbeit mit den Händen aus. Für weniger

Geübte ist auch der „Erdbeerpflanzer“, ein kleiner kellenartiger Spaten mit Holzgriff, zu empfehlen. Bei den Monatserdbeeren können die Abstände 35 cm betragen.

Hat man viele Pflanzen zur Verfügung, so kommt man früher zu größeren Erträgen, wenn man dieselben zu Dreien, etwa 8 cm von einander auf das sogenannte „Kleeblatt“ in dieser Stellung . . . pflanzt.

Die Hauptpflanzzeit der Erdbeeren ist das Frühjahr, März—April und der Spätsommer, August—September. Stehen sonst keine Hindernisse im Wege, so ist auf alle Fälle die August—September-Pflanzung vorzuziehen, denn die Erdbeerpflanze entwickelt sich hierbei bis zum nächsten Sommer recht kräftig und bringt schon im ersten Jahre einen ansehnlichen Ertrag. Die Haupternte tritt im zweiten und dritten Jahre ein, im vierten läßt die Tragbarkeit schon etwas nach und man sollte eigentlich nur drei Haupternten nehmen, alsdann die Beete umarbeiten und die Kultur wechseln. Die alten Erdbeerpflanzen sind natürlich werthlos. Bei anhaltend trockener Witterung ist das Pflanzen nicht anzurathen. Anzusehen ist nach dem Pflanzen unbedingt wiederholt bis zum vollständigen Anwachsen erforderlich. Die weitere Behandlung der Erdbeeren besteht im Reinhalten der Beete von Unkraut, öfteren Auflockern des Bodens vermittelt einer Hacke und zum Winter im Bedecken der Beete zwischen den Pflanzen mit verrottetem Mist. Das Letztere ist erst dann Bedingung, wenn anhaltender offener Frost ohne Schnee eintritt. Im Uebrigen ist ein Bedecken mit Dünger niemals zu verwerfen, da die Saugwurzeln der Pflanzen die bei Thauwetter sich absondernden Nahrungsstoffe gern aufnehmen und dies später den Früchten sehr zu Gute kommt.

Was nun die Sorten-Auswahl anbelangt, so ist diese sehr groß. Als besonders empfehlenswerth hebe ich hervor: Teutonia, Noble, König Albert, Walluf, La Constance. Als die in jeder Hinsicht empfehlenswertheste, was Wohlgeschmack und Aroma anbelangt, habe ich „Delicata“ erkannt, als die reichtragendste, mit wahrhaft verblüffendem Fruchtanhang versehene, den „Millionair“. Beide Sorten sind Neuzüchtungen, sind also noch etwas theurer als die älteren Sorten, bringen die Ausgaben aber reichlich wieder ein. Eine Erdbeeranlage ist eine sehr ertragfähige Anlage, sei es für den Verbrauch in der Familie oder im Großen für den Gelderwerb.

Allerlei.

Amor und das Turnerverst. Ein früherer Bäckermeister, jetziger Rentier in Hamburg, ein eifriger Turner, hatte sich einen Turner ins Quartier genommen und sich als geborener Rheinländer einen Landsmann aus Bonn erbeten. Gast und Gastgeber waren sehr mit einander zufrieden, sie feierten gemeinlich die schönen Feiertage. Gestern Mittag sollte nun der Turner abreisen. Als die beiden Landsleute gefreut früh beim Morgenlaffe saßen, hat der junge Mann seinen Logiswirth plötzlich um die Hand seiner Tochter, mit der er bereits „einig“ geworden sei, es fehle nur noch der väterliche Segen. Die Tochter unterstützte die Bitte des Zukünftigen, aber der Vater blieb hartberzig. Er machte allerlei Ausflüchte und Einwände, er kenne die Verhältnisse des Wittvaters und dessen Persönlichkeit nicht genügend u. s. w. Doch auch hierauf war der Turner vorbereitet, er holte aus dem Nebenzimmer seine verwitwete Mutter hervor, die dem bestützten Rentier obrigkeitlich verbriet und verlegt vom Geburts-, Tzmpf-, Konfirmationschein bis zum Staatsangehörigkeits-Attest sämtliche Papiere vorlegte. Gleichzeitig aber auch tadellose Beweise, daß ihr Sohn sich in einer erfreulich günstigen Vermögenslage befinde. Insbesondere der letztere Umstand im Verein mit der Achtung, die der Rentier vor der energischen Schwiegermutter und dem entschlossenen Handeln des jungen Ehestandskandidaten besaßen, bewogen Jenen, seine Einwilligung zu geben. Das Ende vom Liede war, daß der Mittagszug nicht nur den jungen Turner nebst Mutter, sondern auch den Rentier und dessen Tochter nach der Rheinprovinz führte, da sich die junge Braut ihre neue Heimath gleich einmal besuchen will.

Abenteuer einer deutschen Schiffsmannschaft in Venezuela. Mit dem aus Westindien in Hamburg angekommenen Postdampfer „Gothia“ traf die Besatzung der am 13. v. Mis. auf der Höhe von Maracaibo gestrandeten deutschen Bark „Hedwig“ aus Barth ein, welche von der Strandung des Schiffes folgende interessante Schilderung giebt: „Unser Schiff verließ am 12. Juli den Hafen von Maracaibo, um nach Laguna zu segeln. Nach zehnstündiger Fahrt erhob sich Nachts ein starker Sturm, in welchem das Schiff strandete. Durch Nachholen der Segel versuchte die Mannschaft, das Schiff wieder abzubringen, doch blieb der Versuch ohne Erfolg, und die Weilung der Pumpen ergab, daß das Schiff dicht geblieben war und

für den Augenblick keine Gefahr bestand. Das Schiff war jedoch mit Hochwasser aufgelaufen und lag am nächsten Morgen bei Eintritt der Ebbe vollständig trocken. Mit einigen Küstenbewohnern, die sich gegen 8 Uhr bei dem Schiffe einfanden, unterhandelte der Führer des Schiffes, Kapitän Gottdienst, wegen Hilfe. Die Leute erklärten sich bereit, ihn nach St. Charles zu bringen, wo er Hilfe bekommen würde. Kaum hatte der Kapitän sich entfernt, als sich in der Nähe des Schiffes nach und nach etwa 50 Leute einfanden, die unter allerlei Vorwänden, selbst mit Drohungen, auf Deck gelassen zu werden verlangten, was jedoch verhindert wurde. Hierauf ritten einige der verdächtigen Gesellen fort und kehrten bald mit dem Kapitän zurück, den sie mit vorgehaltenem Gewehr zur Umkehr gezwungen hatten. Um den Kapitän wieder an Bord kommen zu lassen, ließ der Steuermann eine Leiter über Bord legen. Kaum hatte jedoch den Boden berührt, als auch schon der Kapitän von den Leuten zurückgerissen wurde und die ganze Bande an Deck stürzte. Sofort wurde nun mit der Blünderung des Schiffes begonnen. Die Besatzung konnte der bewaffneten Uebermacht gegenüber nichts ausrichten, sondern mußte von Bord flüchten. Nach zwei Tagen war die Blünderung der Bark vollendet, worauf sich der Steuermann mit einigen Leuten an Bord begab, um vielleicht noch einige Lebensmittel zu finden. Das Schiff bot ein trauriges Bild: Alles war zertrümmert und alle nur brauchbaren Gegenstände geraubt. Die Mannschaft kehrte dem Brack den Rücken und erreichte nach achttägigem, entbehrungsreichem Marsche Maracaibo, wo sie dem Konsul den Verlust ihrer gesammten Habe anzeigte.

Lebende Juwelen. Es klingt fast ungläublich, wenn man die Behauptung aufstellt, daß Perlen und Edelsteine Leben in sich haben; und doch lehrt die Erfahrung, daß es verschiedene Arten echter Gemmen giebt, deren Glanz und Feuer zunimmt oder erlischt, je nach dem Gesundheitszustande der Person, die sich mit dem betreffenden Steinen beständig oder doch häufig zu schmücken pflegt. Diesem eigenartigen Farbenwechsel sind ganz besonders Perlen und Opale unterworfen. Ebenso verliert der Türkis sein herrliches Blau, sobald er von einem menschlichen Wesen, dessen körperliches Wohlbefinden nicht das allerbeste ist, an sich getragen wird. Man schrieb das wechselnde Aussehen dieses Steines früher der jeweiligen Beschaffenheit der Witterung zu, doch ist jetzt vielfach nachgewiesen worden, daß die merkwürdige Veränderung nur mit dem Gesundheitszustand des Trägers resp. der Trägerin in Verbindung zu bringen ist. Auch der Rubin gehört zu den menschlichen Steinen und in Bezug auf diese Gemme weiß ein Pariser Juwelier sogar die fast märchenhaft klingende Thatsache zu berichten, daß drei prächtige Taubenblut-Rubinen in dem Ring, den ein Schwindsüchtiger stets am Finger trug, mehr und mehr an Feuer verloren, je näher der arme Kranke dem Ende kam. Als der Patient auf dem Sterbette lag, waren die Steine blaß und glanzlos wie schlecht gefärbtes Glas. Am auffälligsten aber ist die Wirkung, die in dieser Weise auf Perlen ausgeübt wird. Ein Beispiel hierfür liefert folgende Episode, für deren Wahrheit sich ein Londoner Juwelier verbürgt. Eine etwas fränkliche Dame, die sich sehr lieblich einen Perlenknecht wünschte, wurde vor Kurzem von ihrem Gatten mit einem Perlenhalsband und Bracelet von unergleichlicher Schönheit überrascht. Jeder, der Gelegenheit hatte, die Schmuckstücke zu sehen, war von dem wundervollen Schimmer der Perlen entzückt. Bald aber machte die Dame zu ihrer Bestätigung die Wahrnehmung, daß die Perlen des Halsbandes, das sie täglich trug, zusehends an Glanz verloren. Auch das Collier wies nicht mehr den herrlichen Farbenschimmer auf, der zuerst bewundert wurde. Als der Gatte dem Juwelier von dieser Erscheinung Mittheilung machte, forschte dieser nach dem Gesundheitszustande der Trägerin. Sobald er hörte, daß die Dame immer etwas leidend sei, wußte er genug. Er empfahl dem Herrn als einziges Mittel, den Glanz der Perlen zurückzuerlangen und zu halten, den Schmuck hin und wieder einer gefunden, kräftigen Person, wenn nicht anders der Jofe seiner Gemahlin, zum Tragen zu geben.

Vom Büchertisch.

— Wie reichhaltig und wie vorzüglich ausgestattet, textlich wie illustrativ, ist die uns soeben zugehende Nr. 20 der gediegenen und so schnell beliebt gewordenen Halbmonatsschrift „Niederachsen“. Schon die Eingangsdichtungen „Biller ut de Ew-Majah“ von Johannes Wilda sind so herzerquickend und haben einen so frischen Erdruch, daß unsere Marischauern ordentlich stolz werden müssen, wenn sie dieselben lesen. Philipp Knieft vollendet dann seine herrliche Schiffergeschichte „Die beiden Piepenpaks“; C. A. L. von Binger berichtet über „Unterirdische Wasserläufe in der Lüneburger Heide und deren Entstehung“. G. Dehning spendet einen historischen Aufsatz über Celle, dem fünf vortreffliche Abbildungen beigegeben sind. Ferner finden wir eine interessante Arbeit von W. Süherott über das „Schloß zu Gültrow“; eine Biographie über den trefflichen Landwirthasmus Petersen von Oekonomierath Loufaint (mit dem Porträt Petersens), sowie mehrere plattdeutsche und hochdeutsche kleine Erzählungen und Dichtungen, von welchen wir namentlich die lustige Geschichte „De beiden Apen“ als ausgezeichnet hervorheben wollen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Z h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.